

Die Mitgift.

Eine Familiengeschichte von A. N. o. l.

„Doch soll es leben, das Braut- war!“

Der alte Herr mit dem schlaun Gesicht hob sein Weinglas und trank es den nebeneinanderstehenden Verlobten mit vergnügtem Schmungeln zu. Wenn Onkel Leberecht anwesend war, wurde immer viel gelacht. Und doch, wenn Berthold Stolz, der junge Bräutigam, den ihm gegenüberstehenden alten Herrn ansah, wollte er ihm gar nicht als ein harmloser Schwamacher erscheinen. Seine scharf vorspringende Nase und die zitternden Augenlider gaben ihm ein etwas durchtriebenes Aussehen und die Abende in der Familie seines Vaters Wertmann, an denen er gewöhnlich alle Zweige der Familie mit seiner scharfen Zunge durchschüttelte, waren in der ganzen Verwandtschaft gerüchelt, besudelt und mitunter auch gefürchtet.

Warum wohl die Schwiegereltern ihn gerade diesmal zur Feier seiner Verlobung eingeladen hatten? dachte Berthold, der Bräutigam. Der Fischmannonaise zu lieb, die er so gern isst? Seine Anwesenheit war ihm gerade nicht angenehm, denn er schien es darauf abgesehen zu haben, durch seine Bemerkungen über gewisse Liebesgeschichten, die jedem Bräutigam nach der Hochzeit bevorstehen, eine unbehagliche Stimmung hervorzurufen.

Es war im Grunde nicht gerade eine Verlobung aus Liebe, aber das nötige Durchschnittsmasß von Neigung war vorhanden, zweifellos. Berthold hütete sich übrigens, gar zu tief in sein Inneres hineinzuleuchten und sich zu fragen, ob er um Lola auch angehalten hätte, wenn sie kein Vermögen besäße.

Er mußte aber mit dem Geld rechnen, denn er wollte sein Geschäft vergrößern, und das konnte er nur, wenn er auf Kapitalzunahme hoffen durfte.

Seiner Braut gegenüber hatte er dennoch kein ganz reines Gewissen. Natürlich wollte Lola — wie jede Andere — um ihrer selbstwillen geliebt werden, und Berthold hatte das gleich richtig herausgefunden. Am Nachmittag erst hatte sie ihm die Geschichte einer Schulfreundin erzählt, die in einer Bank angeheiratet war und einen Oberbeamten dieser Bank heirathen würde — aus Liebe.

„Sie ist arm, der Bräutigam muß selbst die Ausstattung tun. Die weiß ich am wenigsten, daß sie aus Liebe genommen wird.“

Natürlich hatten diese Worte ihn etwas geärrert, und es war beinahe zu einem Wortwechsel zwischen ihnen gekommen, denn das klang doch beinahe wie ein Mißtrauensvotum.

Die Verstimmung blieb nur vorübergehend; jezt bei Tisch war nichts mehr davon zu spüren. Lola war aufgerechter und lebhafter als sonst, und die ganze Familie gab einen vortheilhaften Rahmen für sie ab.

Berthold hoffte, Onkel Leberecht würde bald aufbrechen, so daß er selbst nachher noch ein bißchen mit Braut und Schwiegereltern zusammenbleiben könne. Aber der Onkel dachte nicht daran; er blieb fest sitzen bis Berthold selbst sich erhob. Dann freilich stand er sofort auf, offenbar in der Absicht, sich dem jungen Manne anzuschließen — was der Familie Wertmann nicht sehr angenehm zu sein schien, denn Papa Wertmann verachtete sogar, es zu verhindern.

„Allein Onkel Leberecht ließ nicht loder.“

„Was hast du eigentlich, Wertmann?“ fragte er den Hausherrn spitzig.

„Glaubst du, der Verkehr mit mir könnte seiner Jugend gefährlich werden? Sei unbesorgt, ich spreche dafür, daß er ohne Ab- und Einkehr den geraden Weg nach Hause findet.“

„Das ist die doch ohne Ihre Mißraue“, meinte sich Berthold. Er nahm sich denn auch vor, den Alten beim Hausflor abzuschütteln; aber es gelang ihm nicht, und so schritten sie zusammen durch die abendlich kühlen Straßen dahin.

Sie hatten dieselbe Richtung, das ließ sich nicht leugnen, dennoch konnte Berthold sich des Eindruckes nicht erwehren, als verfolge Onkel Leberecht mit seiner Begleitung eine bestimmte Absicht.

„Haben Sie bemerkt, daß mein Herr Vater uns durchaus einzeln starten lassen wollte, nicht zusammen?“

„Was sollte ihm daran liegen?“

„Ohm“, meinte Onkel Leberecht anlässlich, „einen Schwiegersohn in spe sollte man während der Brautzeit in Seidenpapier wickeln und ihn in der Schublade aufheben können. Dann würde man verheiraten, daß er mit irgend jemand spricht; Reiner Wein wird einem selten einseitig, am wenigsten als Bräutigam.“

„Herr Leberecht“, brante Berthold auf, „ich finde diese Anspielungen, nachdem wir eben von Wertmanns Tisch aufgestanden sind, — sehr eigenartig, um keinen anderen Ausdruck zu gebrauchen.“

„Erlauben Sie mal, soll ich meine Gefinnung für ein Nachsehen verlaufen?“ fragte Onkel Leberecht unvershoren. „Wenn ich auch Gustavs guten Fisch gegessen habe, bin ich deshalb noch nicht verpflichtet, über seine faulen Fische zu schweigen. Das gefällt mir nicht, daß er Ihnen eine

Mitgift verspricht, die er nicht geben kann.“

„Er braucht sie ja nicht zu geben. Lola hat das Geld geerbt.“

„Das schon. Aber jezt steht es in seinem Geschäft, und da kommt es nicht heraus. Er hat in den letzten Jahren viele Verluste erlitten, mehr als man ahnt. Noch kürzlich hat ihn das Fallissement Plantenstein mächtig in Mitleidenschaft gezogen. Nein, mein Lieber, das Geld kriegen Sie nicht. Keinen Heller! Na, die Lola ist ja ein hübsches Mädel, und Sie sind augenscheinlich sehr verliebt in sie. Da tannn Ihnen schließlich alles eins sein, ob sie das Geld hat oder nicht. Aber eine unangenehme Leber-taschung war's doch für Sie am Hochzeitstag. Deshalb bereit ich Sie vor. Na, und jezt muß ich Sie wirklich verlassen. Gute Nacht, Herr Stolz, schlafen Sie wohl!“

„Schlafen Sie wohl!“ Wie höhnisch das noch aus dem Dunkel heraus klang. „Schlafen Sie wohl!“ — Das kann einer gut wünschen, wenn er einem den Schlaf mitnimmt! Er wußte sehr gut, der Alte, daß er, Berthold, heute keine ruhige Nacht haben würde.

Verstört und empört ging Berthold seines Weges. Empört über diesen Verwandten, der sich am Tisch des Vaters „gütlich that“ und dann der Tochter des Hauses den Bräutigam aufzuwiegen suchte, empört auch auf Papa Wertmann, der ihn im Glauben ließ, er werde am Hochzeitstag fünfzigtausend Kronen erhalten.

Vielleicht war die ganze Geschichte von A bis Z erfunden?

Warum aber?

Das Geld der Tante stiedte thät-sächlich im Wertmann'schen Geschäft, und von dem Verlust durch den Plantenstein'schen Konkurs hatte Wertmann selbst gesprochen; auch hatten die Auskünfte, die er über Wertmann einholte, alle festgestellt, daß seine Branche eben eine Krisis durchmachte und mit einem Male bekam auch die Anspielung Lola's, ob er sie auch heirathen würde, wenn sie kein Geld hätte? — ein ganz anderes Gesicht.

Es konnte wahr sein. Aber was dann? Sollte er sich zurückziehen? Das ging nicht!

Eine Heirath war denn doch kein Geschäft. Von einem Geschäft trat man anstandslos zurück, wenn der andere Theil den Gegenwerth nicht bereit hatte. Anders hier. Hier blieb das Obium nicht an dem Hasen, der ihn hatte anschnieren wollen, sondern an ihm, der sich nicht anführen ließ.

Hatte er nicht Lola die Versicherung gegeben, er würde sie wählen, auch wenn sie kein Geld hätte? Wenn er sich jezt zurückzog, wie stand er vor ihr da?

Hestig kämpften so zwei Anschauungen in Bertholds Seele. Daß er Lola lieb gewonnen hatte, that natürlich viel; aber den Ausschlag gab der Gedanke, daß er vor der Welt und vor Wertmanns nicht als Verleugner dastehen wollte, der sein Verlöbniß rein aus Geldrücksichten auflöste.

So befand er sich denn am anderen Tage wieder auf dem Wege zu seiner Braut; aber nun fühlte er eine neue Nothwendigkeit: sich nichts merken zu lassen.

Zum Glück steckt in jedem Menschen ein Stück Schauspieler, auf das er im Nothfall rechnen kann, und so hoffte auch Berthold, das nötige Maß von Unbefangenheit im entscheidenden Moment aufbringen zu können.

Auf der Treppe traf er Papa Wertmann, der eben fortging.

„Wie bist Du gestern Abend den Leberecht losgeworden?“ fragte der Schwiegerpapa mit gut gespielter Harmlosigkeit, aber Berthold fühlte sehr wohl die heimliche Spannung, mit der seine Antwort erwartet wurde.

„Aha, man hatte also Angst.“

Die erste Verstellungsprobe gelang glänzend. Berthold antwortete ein paar leichtbetonte, gleichmüthige Worte, die Wertmann sofort beruhigten.

Lola ist nicht ganz wohl heute“, sagte der Alte, ehe er die Treppe hinabstieg. „Nerven, oder was weiß ich.“

Als Berthold oben in den Salon trat, stürzte Lola aus dem Nebenzimmer auf die Schwelle und blieb da stehen, als glaube sie gar nicht daran, daß es er sei.

„Was giebt's?“ fragte er befremdet. „Du bist unwohl, sagt mir eben Papa.“

„Sie hat heute ihren häßlichen Tag“, sagte die Mutter, die dazu kam, wie zur Entschuldigung. „Man hätte Dich gar nicht hereinlassen sollen. Wie sie aussieht!“

In der That, jezt merkte er es. Lola war blaß und abgepaunt, sie sah beinahe krank und entsetzt aus.

„Das macht doch bei mir nichts“, entgegnete Berthold gelassen, „ich werde sie künftig noch öfter sehen, wenn sie nicht gerade ihren beau jour hat.“

„Natürlich!“ Lola lachte heiter auf.

So wie sie lachte, war das Leidende an ihr mit einmal verfliegen. Sofort sah sie wieder ganz anders drein, förmlich durchleuchtet.

„Auf einmal scheint die Sonne wieder“, sagte die Mutter achselzuckend. „Den ganzen Tag war nichts mit ihr anzufangen.“

„Was hast Du denn gehabt?“ fragte Berthold etwas später, als sie allein waren.

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, aber dann ließ sie sich endlich dazu herbei, Auskunft zu geben.

„Weißt Du“, sagte sie, und ihm schien es, als nehme ihr Blick dabei etwas Lauerndes an. „Du bist gestern Abend mit Onkel Leberecht fortgegangen. Und der ist doch so bössertig. Man glaubt es kaum. Wer konnte wissen, was er Dir sagen würde. Hat er nicht recht geschimpft auf uns?“

Diese Furcht ihrerseits entschied die Frage für Berthold. Wenn es um ihre Mitgift nicht schlecht stand, was konnte Lola fürchten?

Es war also wahr, er mußte sich mit der Thatfache abfinden. Bieleicht hatte dieser schredliche Onkel Leberecht ihm trogalkedem einen Dienst erwiesen, denn nun hatte er bis zur Hochzeit Zeit, seine Enttäuschung hinunter zu würgen, wurde er nicht gerade am Hochzeitstage in seinen Erwartungen betrogen, um dann verwöhmt in die sogenannten Hüttenreden einzutreten.

Es wurde ihm auch durchaus nicht schwer, seinen Verdruß zu überwinden. Lola war so reizend liebenswürdig an diesem Nachmittag, daß sie ihm mittheilte und die leidige Sache ganz aus seinem Gedächtniß verschwand.

Diese liebenswürdige Laune blieb ihr von nun an treu. Sie äußerte keinen Zweifel mehr an der Aufrichtigkeit seiner Gefühle, kein Mißtrauen in die Beweggründe seiner Werbung. Zufolgend wuchs ihre Neigung zu Berthold, und die zutrauliche Art, mit der sie sich jezt an ihn schmiegte, bewirkte es, daß auch seine Empfindungen tiefer und er täglich lieber zu ihr ging.

An die Mitgift dachte er allmählig gar nicht mehr.

„Ich trica nichts, punktum und Streuland drauf. Muß mir halt allein helfen. Vielleicht ist es besser so.“

Am Morgen seines Hochzeitstages meldete sich freilich bei Berthold vorübergehend das Gefühl, daß er her-eingefallen sei, aber er verdrängte diese Stimmung bald wieder. Hatte er doch Lola in der letzten Zeit erst wahrhaft lieb gewonnen.

Beim Hochzeitmahl war Onkel Leberecht wieder obenau, denn das verstand er ja gerade, eine solche anfangs in Steifheit und Würde ver-haltende Gesellschaft zum Aufstehen zu bringen und, die richtige Stim-mung herzustellen.

Leberflüssig dagegen war sein Tischspruch, indem er viel von un-eigenenüßiger Liebe sprach, die nichts nach dem Mammon frage.

Berthold wünschte den Alten zum Ausdruck. Mußte er ihn denn gerade daran erinnern?

Auch Wertmanns waren von dem Trinkspruch nicht erbauet. Namentlich die Mama sah sehr düstern drein.

Dann verschwand Lola mit der Mutter, um nach Hause zu fahren und sich zur Reise umzukleiden, während Berthold das Nötige in einem Seitenkabinett vorbereitet hatte, wolin er sich seinerseits zurückzog.

Er war noch nicht ganz umgekleidet, als Papa Wertmann bei ihm eintrat.

„Nun war der große Augenblick da, die Mitgift sollte gewiß zur Sprache kommen. Berthold war neugierig, was man für Ausreden vorbringen würde.“

Der alte Herr sah indessen mehr beweist als verlegen drein.

„Mein lieber Sohn“, sagte er feierlich, „wir haben auch noch eine materielle Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Da hast Du Deinen Schein.“

Er legte ein Papier auf den Tisch, und Berthold zerbrach sich den Kopf darüber, was es wohl sein konnte. Aber er war noch bei seiner Toilette und konnte doch nicht so drauflos-hürzen.

Endlich war er soweit, ihn ohne Aufsehen in die Hand nehmen zu können. Verblüfft harzte er darauf nieder. Es war eine Bestätigung der österreichisch-ungarischen Bank über eine auf den Namen von Fräulein Karoline Wertmann erlegte Summe von fünfzigtausend Kronen. Die Mitgift, die sich unerwarteterweise nun doch und zwar ungeschmälert einstellte.

Was hatte dieser Leberecht denn gefaselt?

„Ich möchte Dir ratzen, nicht mit dem Papier in der Brusttasche zu reizen“, sagte Papa Wertmann. „Und da Nr. in Italien doch auch etwas braucht, ferner ich hiermit in kleinen Scheinen bei, die Hälfte schon in Lire, weil man in Italien so stark ange-schmier wird. Gib Acht, daß Du nicht mit einer Musterammlung falschen Geldes zurückkommst. Und vor allem gib mir auf mein Kind Acht. Wir haben doch nur diese eine Tochter.“

Gerührt umarmte er den Schwieger-sohn.

Berthold war wie betäubt. Nie hatte er aber auch Leberechts Ein-flüsterungen glauben können! Er sah

doch, was für ein aufopferungsvoller Vater Wertmann für seine Kinder war, und wie er namentlich Lola liebte. Das sollte der Mann sein, der sich am Gelde seines Kindes ver-gewiss? Rimmerme! —

Was hatte also Leberecht bezwecken wollen? Hatte er wirklich gelogen oder unwillkürlich? War es eine Machenschaft gemein, um das Ver-löbniß zu sprengen? Wie gut, daß er sich nicht hatte abschreden lassen!

Biel Zeit zum Nachdenken blieb ihm nicht, er hatte Eile. Hastig ver-abschiedete er sich von Wertmann und warf sich in einen Wagen, um Lola abzuholen.

Auf ja und nein saßen sie nun in Reileidung nebeneinander im Wa-gen, während die Mutter ihnen mit feuchten Augen ein Lebewohl zu-wünkte.

Er hatte ja ganz ehrlich auf alles verzichtet gehabt, aber eine bessere Stimmung nahm er nun immerhin auf die Hochzeitsreise mit, das war nicht zu leugnen. Auch die Lola ließ nichts zu wünschen übrig.

Auf der ganzen Reise äußerte er über die Sache keine Silbe zu seiner jungen Frau, als aber Lola dann auf der Heimreise wieder und wieder vom Onkel sprach und Andeutungen machte, daß man ihn bald einmal zu einem Abendessen einladen müsse, fuhr er ganz entschieden drein. „Daraus wird nichts.“ „Daraus wird nichts.“ Onkel Leberecht kommt mit nicht ins Haus.“

Lola sah ihn belustigt an. „Warum?“

„Er hat einen so schlechten Charak-ter... Wenn Du von ihm wüßtest, was ich weiß.“

„Also hat er Dir's richtig gesagt?“ fragte Lola. „Weißt Du, ich hab' mir schon mandmal gedacht, Onkel Lebe-recht wollte auch einmal den guten Genius spielen und habe seinen Auf-trag gar nicht ausgeführt.“

„Auf-trag?“

„Na ja. Was er Dir gesagt hat, dazu habe ich ihn angesetzt... Verzeih mir, ich habe Dich damals noch gar nicht recht gekannt... hätte Dich auch ohne das niemals so recht kennen gelernt... Ich wollte doch wissen, was für eine Rolle Tante's Erbe bei unserer Verlobung gespielt hat... Es hätte mich sonst mein Lebenlang gequält...“

„Du — hast das angeflüstert? Toll-topf! Und wenn ich dann nicht mehr gekommen wäre?“

„Ich hab' auch damals die ganze Nacht nicht geschlafen und eine Hei-denangst gehabt bis zu der Minute, wo Du dann ganz unverändert ins Zimmer tratest. Eine solche Stunde wünsche ich meinem ärgersten Feinde nicht. Aber nachher war ich dann auch umso glücklicher... Ich habe da banque gespielt — und gewonnen.“

Sie fiel ihm um den Hals, und Berthold drückte sie an sich, froh und doch innerlich beschämt.

Denn nicht gerade heiße Liebe war es gemein, die ihn geblindet hatte, den Rückzug anzutreten; das Gefühl der Unfähigkeit, die sagte: „So et-was thut man nicht“, war viel möthiger gewesen... Aber heute konnte er ihr das doch nicht sagen. Wozu auch? Jezt liebte er sie ja wirklich...“

Die Wette.

Eine russische Begebenheit. Von B. Sander s.

Es war am Hofe der Kaiserin Katharina in Petersburg.

Hastig schob die Kaiserin das Schachbrett fort, verabschiedete mit einer Geste die Hofdame, deren Blick sie war, ihr bei Beginn jeder Partie ein paar neue Handschuhe zu über-reichen, und sagte zu ihrem Partner: „Ich will heute nicht mehr spielen; aber morgen gedente ich Revanche zu nehmen.“

„Em. Majestät haben es bereits ge-then“, antwortete der französische Gesandte, Marquis Stroganome. „Wenn Sie wüßten, wie sehr ich es bereue, das Spiel gewonnen zu haben, würden Sie nicht daran zwei-feln.“

Ein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Gut geantwortet!“, meinte sie, „aber ich ziehe die That dem Worte vor. — Da fällt mir jedoch ein, Herr Marquis, daß wir Russen hola sind auf unsere Zollpolizei, der nichts ent-geht. Sie scheinen vor einigen Tagen hieran zu zweifeln, und deswegen habe ich nun Befehl erlassen, mich so-fort zu benachrichtigen, falls einmal eine Schmuggellei festgestellt wird.“

„Es wäre ein Majestätsverbrechen, über eine Behauptung Em. Majestät zu distuliren“, erwiderte der Mar-quis eilrig. „Nebod würde es mich interessieren, einige Einzelheiten zu erfahren.“

„Nichts Einfacheres. Man hat neu-lich Graf Lazarenc an der Grenze aretlet, weil er versuchte, eine Menge Sachen einzuschmuggeln, die er sehr erfindlich zwischen den Rädern sei-nes Wagens verstedt hatte. Ich habe dem betreffenden Beamten eine Be-lohnung von achthundert Rubeln be-willigt, um seinen Eifer anzusporen. Es ist selbstverständlich, daß der Graf das bezahlen muß. Was sagen Sie dazu, Marquis?“

„Ich glaube, daß der Graf kein geschickter Schmuggler ist. Er hätte das besser anstellen müssen.“

„Glauben Sie? Nein, ich bin sicher, daß es Niemandem, nicht ein-mal Ihnen, gelingen würde, meine Zollbeamten zu täuschen.“

„Wollen Em. Majestät mir einen Versuch gestatten?“

„Ob, das wäre wirklich zu leicht für Sie. Denn als Gesandter ist ja Ihr Eigenthum sowohl als Ihre Person unantastbar. Aber wenn Sie darauf eingehen wollen, sich als gewöhnliche, einfache Person behandeln zu lassen, ja, dann wage ich auf alle Fälle diesen Diamantring darauf zu legen, daß es Ihnen nicht gelingen würde, auch nur das allergeringste Schmug-gelut in Rußland einzuführen.“

„Ich gebe auf die Wette ein“, ant-wortete er mit tiefer Verbeugung. „In diesen Tagen muß ich in Famili-angelegenheiten nach Hause fah-ren. Auf meiner Rückkehr werde ich die Grenze passieren, ohne meine Rechte geltend zu machen, und mich der vor-geschriebenen Zollbehandlung unter-werfen.“

„Recht so!“ rief die Kaiserin aus. „Aber nehmen Sie sich in Acht. Wenn Sie erlappet werden, gibt es kein Mit-leid mit Ihnen...“

Auf der kleinen Grenzstation zwi-schen Königsberg und Petersburg herrschte die größte Aufregung. Die Zollbeamten hatten nämlich den Befehl bekommen, den Schlitten des französischen Gesandten, der jeden Augenblick erwartet wurde, auf das Genaueste zu untersuchen, ebenso die darin befindlichen Personen, den Ge-sandten nicht ausgenommen.

So lauteten die bestimmten In-struktionen der Kaiserin, die ausge-führt werden mußten, so sonderbar sie auch klangen.

Es war sehr kalt, mehrere Fuß tiefer Schnee bedeckte die Erde. Die Zollbeamten saßen am großen Kamin und rieben sich vergnügt die Hände bei dem Gedanken an die Belohnung, die ihnen nicht entgehen konnte, wenn die Kaiserin mit ihnen zufrieden war.

„Ich glaube bestimmt, daß wir dop-pelt, ja dreimal so viel bekommen werden, wie bei der Arretirung des Grafen Lazarenc“, meinte der eine.

Alle anderen hofften das gleiche, und jeder rechnete seinen Antheil an der Summe aus, während sie an ih-ren dampfenden Thetassen nippten.

Plötzlich ertönte fernes Schellenge-läute.

„Der Gesandte!“ riefen alle wie aus einem Munde und sprangen von ihren Sigen auf.

Sie hatten sich nicht getrennt. Einige Minuten später stand der mit vier Pferden bespannte Schlitten des Mar-quis Stroganome vor der Zollpforte.

Die Beamten näherten sich ehe-rbietig, während der Zollchef den Mar-quis bat, die geschnäbige Unter-suchung zu gestatten, die ihnen streng befohlen worden sei.

In einen kostbaren Zobelpelz ge-hüllt, stieg der Marquis aus dem Schlitten und folgte den Leuten.

„Geben Sie auf Mignot gut acht, daß er nicht zu sehr friert“, sagte er zu dem ihm folgenden Bedienten, „das arme Thier ist solche raube Kälte nicht gewöhnt.“

Darauf trat er in das Zollhaus ein, hinter ihm der Diener, einen kleinen Hund auf dem Arm, der zum Schutz gegen die Kälte in eine Decke gewickelt war, und der durch Knurren und Bellen seinem Vorgesetzten über den gehörten Schlaf Ausdruck gab.

Wie eine Schaar Raubbögel mach-ten sich die Leute über den Schlitten her, untersuchten ihn durch und durch, ohne das geringste Schmuggelgut zu finden.

Zwischenwärme wärmte der Marquis sich am Kamin und trank eine Tasse Thee. Das Abenteuer schien ihn durchaus nicht aufzuregen, und mit größter Bereitwilligkeit ließ er seine Taschen untersuchen.

„Thun Sie Ihre Schuldbigkeit“, sagte er, „aber ich bereite Sie darauf vor, daß Sie nichts finden werden.“

In der That war die Mühe ver-geltlich, und nun trat der Diener heran, wobei der kleine Hund so wü-thend knurrte, daß die Leute er-schrocken zurückwichen. Der Marquis nahm das Thier an sich und beruhigte es durch Liebstofungen, während der Diener untersucht wurde. Als sie dort auch nichts fanden, fragte der Marquis ironisch:

„Gestatten Sie mir nun, die Reise fortzusetzen?“

Der Zollaufseher verbeugte sich mit vielen Entschuldigungen und begleitete den Gesandten bis an den Schlit-ten, der nun auf dem gefrorenen Schnee rasch davon jagte Bald war er ihren Blicken entschwunden, worauf die Leute still und enttäuscht ihre Plätze am Kamin wieder einnahmen.

Einige Tage darauf war im Win-terpalast großer Empfang.

Als der französische Gesandte sich der Kaiserin näherte, sagte sie lä-chelnd:

„Willkommen in Petersburg, Mar-quis. Was bringen Sie Neues aus Paris? Gab es dort nichts, das der Mühe lohnte, eingeschmuggelt zu werden? Ich habe nämlich durch den Bericht meiner Zollbeamten erfahren, daß trotz all ihrer Untersuchungen keine Unterschlagung festgestellt werden konnte.“

„Ja, das ist wahr“, antwortete der Marquis. „Ich muß zugeben, daß Ihre Beamten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllt haben. Aber trotzdem habe ich etwas mitgebracht, das Ihnen bei der Revision entging. Wenn Em.

Majestät gestatten, so werde ich mei-nen Diener rufen, der es hier im Pa-last in Gewahrjam hält.“

Die Kaiserin nickte zustimmend, und während die Hofleute sich neugierig näherten, ließ der Marquis den Diener eintreten. Er trug auf dem Arm den kleinen Hund, genau wie im Zollhause. Bei diesem Anblick brach die Kaiserin sowie alle Anwe-senden in lautes Lachen aus.

„Welch kleines, entzückend schönes Thier“, sagte sie. „Aber soviel ich weiß, ist das keine Schmuggelwaare! Wenn das alles ist, was Sie aus Pa-ris gebracht haben, so glaube ich, daß Sie Ihre Wette verloren haben.“

Der Marquis nahm dem Diener lächelnd den Hund ab und legte ihn auf die Erde.

„Mignon, mach' schön vor Ihrer Majestät“, befahl er.

Der Hund stellte sich augenblicklich auf die Hinterfüße.

„Nun mußt Du sterben!“ seigte der Gesandte fort und legte seine Hand auf den Kopf des Hundes. Dieser wedelte mit dem Schwanz, machte einen Seitensprung und im Nu war der Kopf vom Rumpf getrennt.

Ein allgemeiner Ruf des Mißfal- lens wurde hörbar.

Der Marquis nahm den Hunde-förper ruhig auf, aus dem er ein Pödel herrlicher Chantillyspitzen zog, die er der Kaiserin überreichte.

„Darf ich es wagen, Em. Majestät zu bitten, diese Kleinigkeit gnädigst anzunehmen?“

„Die Spigen sind außerordentlich schön“, rief die Kaiserin entzückt aus. „Ich bin mit Ihnen zufrieden, Herr Marquis! Sie haben die Wette ge-wonnen, ich bin besiegt.“

Mit diesen Worten zog sie den kostbaren Diamantring ab und übergab ihn dem Gesandten, der ihn mit tiefer Verbeugung an den Finger steckte.

„Aber“, fügte sie hinzu, „es ist er-kärlich, daß meine Zollbeamten sich betrügen ließen. Der Hund war ja merkwürdig. Ich habe noch nie eine so vorzügliche Nachahmung gesehen.“

Der kleine Hund befindet sich noch heute in dem Petersburger Museum.

In Gedanken.



Tante: „... Da habe ich jezt in Gedanken euren Kuchen aufgegessen!“ Der kleine Kesse: „Ein Stück hast du in Gedanken soar in die Tasche gesteckt, Tante!“

Reitbild.

... Bedauerte ungemein, nicht in der Lage zu sein, Ihnen auszuhelfen zu können!“

„Oh — wissen Sie was, leihen Sie mir dann wenigstens Ihr Auto auf eine halbe Stunde. Mit dem bekomme ich das Geld schon wo anders gepumpt!“

Da steht der Werth.

Freund (zum Lebemann, als ihm dieser sein neues Automobil zeigt): „Die Karre kostet \$3000... Da sage mir nur, wo da eigentlich der Werth steht?“

Lebemann: „O ja, den Werth hat es sicher... wenn Du wüßtest, wie man da gepumpt kriegt!“

Neue Bezeichnung.

Käufer: „Ich möchte gern eine. Bureau-Schreibtiß, an dem zwei Herren zu gleicher Zeit arbeiten können.“

Verkäufer: „Sehr wohl! Ich werde dem Herrn sofort einen zweifachfri-gen Schreibtiß zeigen!“

Entsprechend.



Warum haben Sie denn Ihre Hei-rathsannonce unter „S“ einsehen las-sen?“

„Offen gesagt — weil es mein letz-ter Versuch ist!“